

WINFRIED HAUNERLAND · MÜNCHEN

IN TREUE ZUM AUFTRAG JESU

Die Eucharistie als Quelle und Höhepunkt des Christseins heute

Es gehört mittlerweile zu den religionssoziologischen Allgemeinplätzen, dass – zumindest im deutschen Sprachraum – die alte katholische Volkskirche nicht mehr existiert und die Sozialgestalt der Kirche im Wandel ist.¹ Gibt es bei dieser eher negativen Beschreibung noch weitgehend Übereinstimmung, so bleibt dagegen strittig, wohin die Entwicklung geht und vor allem gehen soll. Vieles spricht dafür, dass zumindest mittelfristig volkskirchliche Elemente weiterhin existieren und von vielen erwartet werden. Gleichzeitig wird der Glaube immer weniger gesellschaftlich gestützt, so dass die persönliche Entscheidung des Einzelnen für den Glauben immer wichtiger wird. Der Absolutheitsanspruch Jesu und die universale Sendung der Kirche verbieten aber, in einer kleinen Herde der Entschiedenen das Heil zu sehen, weil diese allzu schnell den Charakter einer abgeschlossenen Sekte erhalten würde. Dieser derzeit offene Transformationsprozess der Kirche beunruhigt und kann Angst machen. Er ist allerdings unserer Generation aufgegeben und unvermeidlich. Eine zukunftsgerichtete Antwort kann dabei weder in einem unbeweglichen «weiter so wie bisher» bestehen, noch in einer unkritischen Angleichung an den Zeitgeist.

In dieser Situation ist es von entscheidender Wichtigkeit, gültige Orientierungspunkte zu finden und verbindliche Kriterien zu entwickeln. Dabei reicht es weder lehramtliche Entscheidungen zu wiederholen noch den Wegfall alter Plausibilitäten anzuerkennen. Vielmehr muss die Entwicklung selbst in den Blick genommen und im Licht des Evangeliums befragt werden. Unter diesem Gesichtspunkt soll im Folgenden die Einschätzung des II. Vatikanischen Konzils näher betrachtet werden, dass die Teilnahme an der Eucharistie «Quelle und [...] Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens» (LG 11) ist. Nun kann man natürlich fragen, ob diese Aussage eine zutreffende Beschreibung kirchlicher Wirklichkeit zur Zeit des Konzils war.

WINFRIED HAUNERLAND, geb. 1956, Professor für Liturgiewissenschaft an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München und Direktor des Herzoglichen Georgianums in München.

Wichtiger aber ist es zu überlegen, inwieweit diese Aussage auch für die Gegenwart gilt. Zu prüfen ist vor allem, ob sich mit dieser Formulierung auch ein theologisch legitimer und spirituell fruchtbarer Anspruch an eine christliche Existenz am Beginn des dritten Jahrtausends verbindet.

1. Die gesellschaftliche Verortung der Eucharistie

In volkskirchlich geprägten Kontexten, die am deutlichsten im ländlichen Bereich bestimmend waren, hatte die sonntägliche Messfeier für die Dorfgemeinschaft eine wichtige gesellschaftliche Funktion. Weil der Sonntag und in seinem Zentrum die Messfeier die Arbeitswoche unterbrachen, war die Feier des Herrentages und des Herrenmahles für den gemeinsamen Rhythmus aller Dorfbewohner von großer Bedeutung. Hier kamen idealtypisch alle, die im Dorf lebten, zusammen. Soziale Unterschiede wurden zwar nicht aufgehoben, waren aber insofern relativiert, als alle an demselben Gottesdienst teilnahmen.

Die Sonntagsmesse war dabei der zentrale Dorftreff, so dass häufig mit ihm andere gemeinschaftliche Aktivitäten verbunden waren: Amtliche Bekanntmachungen fanden nach dem Gottesdienst statt, der Kirchplatz wurde zur Nachrichtenbörse, der Frühschoppen gab den Männern Raum für Austausch und Beratungen. Wo Menschen auf entlegenen Almen und Höfen lebten und nur am Sonntag zum Gottesdienst in das Dorf kamen, öffneten nach der Messe die Geschäfte, damit die Landbewohner ihre wöchentlichen Einkäufe tätigen konnten. Die Teilnahme an der Messfeier war deshalb keine isoliert religiöse Frage, sondern gehörte mit einer Selbstverständlichkeit so zum alltäglichen Leben, dass viele Katholiken früherer Generationen ihre Anwesenheit bei der Sonntagsmesse vermutlich niemals grundsätzlich problematisiert haben.

Tendenziell dürfte dies zumindest außerhalb der großen Städte auch noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts gegolten haben. Bedenkt man, dass zu den mehr als 50 % der Katholiken, die an den sog. Zählsonntagen bei der Sonntagsmesse gezählt wurden, noch jene hinzuzurechnen sind, die zu klein oder alt und krank waren und deshalb nicht am Gottesdienst teilnahmen, dürfte eher die Nichtteilnahme als die Teilnahme begründungspflichtig gewesen sein. Der Lebensrhythmus der Gesellschaft nahm weitgehend auf die Sonntagsmesse Rücksicht: Selbst Fußballspiele wurden seinerzeit nicht am Sonntagvormittag angesetzt.

Im Ablauf der Woche war von daher die Sonntagsmesse ein Höhepunkt. Ob sie von den Einzelnen auch als Quelle für ihr christliches Leben

empfunden wurde, sei dahingestellt. Sicher aber kann man davon ausgehen, dass die Predigt, die entweder innerhalb der Messfeier stattfand oder ihr vorausging oder nachfolgte, faktisch fast alle Katholiken erreichte. Nicht nur Nachrichten und Informationen konnten also im Umfeld der Messfeier ausgetauscht werden. Hier war auch eine großartige Möglichkeit, das Evangelium zu verkünden und Hinweise für ein christliches Leben zu geben und dabei annähernd alle Katholiken zu erreichen.

Vor dem Hintergrund dieser idealtypischen Skizze ist evident, dass die Messfeier heute kaum noch eine gesellschaftlich zentrierende Funktion hat. Spätestens durch die Wanderbewegungen nach dem II. Weltkrieg löste sich in Deutschland die konfessionelle Einheitlichkeit vieler Orte auf. Mehr und mehr wuchs auch die Gruppe derer, die keiner der beiden großen Kirchen angehörte. Die Austauschbeziehungen zwischen Ost und West nach dem Fall der Mauer 1989 und der deutschen Vereinigung 1990 verstärkten ebenfalls die Entwicklung, sodass mittlerweile jeweils weniger als ein Drittel der Bevölkerung Deutschlands der katholischen oder evangelischen Kirche angehören. Bedenkt man darüber hinaus, dass mittlerweile nur 12,3 % der Katholiken an den Zählsonntagen des Jahres 2011 die Messe mitgefeiert haben, dann waren dies zwar mehr als 3 Millionen, die allerdings im Verhältnis zu einer Bevölkerung von knapp 83 Millionen keine 4 % ausmachen und mit ihrem Sonntagsverhalten immer weniger Einfluss auf die Gesellschaft haben.² Eine zentrierende und prägende Kraft für das ganze Sozialwesen geht von daher heute von der Messfeier nicht mehr aus.

2. Zur spirituellen Bedeutung der Eucharistie

Jede generalisierende Aussage zur Spiritualität der Katholiken ist vermessen. Aber es spricht doch viel dafür, dass die Spiritualität vieler katholischer Christen bis zum Vorabend des II. Vatikanischen Konzils eng mit der Messfeier verbunden war. In der Liturgischen Bewegung gab es Bemühungen, die Mitfeier der Messe selbst mehr zur Quelle der Frömmigkeit werden zu lassen. Aber auch dort, wo eher private Frömmigkeitsformen wie der Rosenkranz gepflegt wurden, schloss man sich damit doch häufig der Messfeier des Priesters an. Bedenkt man, dass die Messfeier mit dem II. Vatikanum als Feier des Paschamysteriums zu bestimmen ist, dann geht es in ihr um das Christusmysterium mit seinem Höhepunkt in Tod und Auferstehung des Herrn. Nichts anderes steht aber auch im Zentrum des Rosenkranzgebetes, denn der Rosenkranz ist in seiner Substanz eine Betrachtung des Lebens Jesu und damit des Erlösungsgeschehens. Dass die Volksfrömmigkeit

auf diese Weise einen volkssprachigen Anschluss an die lateinische Messfeier gesucht hat, war zwar mit dem Wechsel der gottesdienstlichen Handlungsebene verbunden, bewahrte aber doch eine erstaunliche, freilich in früheren Zeiten nicht unbedingt immer wahrgenommene Korrespondenz auf der Inhaltsebene.

Selbstverständlich war lange Zeit die Rede vom Messopfer, das als Ausdruck katholischer Identität verstanden wurde. Stark ist die Opfermetaphorik etwa bei den Offertoriumsliedern der sog. Messliedreihen und bei den Gebeten zur Opferbereitung in den sog. Messandachten. In diesen Texten geht es sowohl um den Gedanken der Selbstaufopferung als auch um das Opfer Christi selbst.³ Stärker als die lateinisch vollzogenen Gebete der Liturgie dürften diese Betrachtungstexte die volksfrommen Vorstellungen ausgedrückt und geprägt haben. Ein Hinweis darauf, dass Messopferfrömmigkeit bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts selbstverständlicher Bestandteil katholischer Spiritualität war, findet sich bei Heinrich Böll (1917–1985). In seiner Erzählung «Der Zug war pünktlich», mit der Böll 1949 an die Öffentlichkeit trat, wird das vordergründig sinnlose Sterben des jungen Soldaten Andreas durch das Messopfer, das der befreundete Kaplan Paul feiert, als Opfertod gedeutet. Ohne hier näher auf Böll und diese Erzählung eingehen zu können, zeigt das Beispiel, dass es damals offensichtlich gelingen konnte, das Wesen des Messopfers mit einem Lebensschicksal und ein Lebensschicksal mit dem Messopfer zu interpretieren.⁴

So geht auch Józef Niewiadomski davon aus, die Frömmigkeit sei im Anschluss an die opfertheologischen Lehren des Konzils von Trient lange Zeit bestimmt gewesen von der vagen «Vorstellung von einem Opfer, das von Gott verlangt wird, welches beim letzten Abendmahl begann, am Kreuz seinen Höhepunkt fand, im Himmel weitergeht und in der jeweiligen Messe gegenwärtig gesetzt (oder aufs neue vollzogen) wird».⁵ Die damit verbundene Lehre von den Messopferfrüchten erlaubte es, durch die Feier der Messe anderen Gutes zu tun und für sich selbst die Barmherzigkeit Gottes zu erwirken. Niewiadomski stellt aber dann fest: «Diese Konzeption zerbrach im Kontext der kulturellen und kirchlichen Veränderungen im Umkreis des Zweiten Vatikanischen Konzils. Gerade als das Konzil emphatisch die Eucharistiefeier zum Zentrum und Mittelpunkt des kirchlichen Lebens erklärte und mit seiner Liturgiereform alle anderen Formen des liturgischen Handelns in den Hintergrund drängte, stürzte diese Theologie der Eucharistie in sich zusammen, weil der Schlußstein des ganzen Gebäudes wegfiel.»⁶ Theologie und Spiritualität nahmen nämlich Anstoß an der Vorstellung, dass Gott durch ein Opfer versöhnt werden muss und dass er das Leid von Opfern will.

Es müssen hier nicht die inhaltlichen Probleme dieser Entwicklung beschrieben werden. Aber die Konsequenzen für die Eucharistiefrömmigkeit sind relativ klar. Die konziliare Bestimmung der Eucharistie als Feier des Paschamysteriums wurde nicht prägend, obwohl diese die Chance enthalten hätte, auch die Messopfertheologie in einen neuen Kontext zu integrieren.⁷ Stattdessen wurde nun endlich auf breiter Front das Anliegen der häufigeren Kommunion aufgegriffen, das bereits seit Pius X. und der Liturgischen Bewegung im Raum stand. Nicht wenige allerdings befürchten, dass die weitgehend selbstverständliche Teilnahme an der sakramentalen Kommunion im Laufe der Zeit immer weniger als Begegnung mit dem lebendigen Christus geglaubt wird, sondern primär als Zeichen horizontaler Gemeinschaft der konkret Versammelten angesehen wird. Offen bleiben muss, wieweit die Feiergemeinde als Kirche und damit als lebendiger Christus verstanden wird. Je weniger dieser Christusbezug allerdings die Glaubensvorstellung der Mitfeiernden prägt, umso mehr ist nicht die Eucharistie als Sakrament und sakramentale Feier die Quelle, aus der die Kraft für den Alltag erwächst, sondern die gottesdienstliche Versammlung wird zur gegenseitigen Stärkung derer, die zum Gottesdienst kommen. Diese Form der Stärkung ist aber nicht Inhalt des Glaubens, sondern will erlebt und erspürt werden. Wird hier nichts mehr positiv empfunden, ist es nicht verwunderlich, wenn die Feier selbst zunehmend zur Disposition steht.

3. Zur kirchlichen Bedeutung der Eucharistie

Die Verpflichtung des einzelnen Katholiken, am Sonntag an der Messe teilzunehmen, ist vielfach eher individualistisch verstanden worden. Von der Sache her wird man allerdings zuerst die ekklesiale Bedeutung der sonntäglichen Eucharistie herausstellen müssen. Wo Eucharistie gefeiert wird, entsteht Kirche. Im Stiftungsbefehl Jesu «Tut dies zu meinem Gedächtnis» (Lk 22, 19; 1 Kor 11, 24f) ist nicht nur ein Sakrament begründet, sondern die Kirche selbst. Papst Benedikt XVI. macht darauf aufmerksam, dass nach dem evangelischen Theologen Ferdinand Kattenbusch (1851–1935) «die Stiftungsworte Jesu beim Letzten Abendmahl der eigentliche Akt der Kirchengründung seien. Damit habe Jesus seinen Jüngern das Neue gegeben, das sie zusammenschloss und sie zur Gemeinschaft machte. Kattenbusch hatte recht: Mit der Eucharistie ist die Kirche selbst gestiftet.»⁸

Folglich muss die Kirche um der Treue zu ihrem Herrn willen Eucharistie feiern. Sie verpflichtet die Gläubigen also primär nicht deshalb zur sonntäglichen Messfeier, weil sie dies für die beste spirituelle Übung hält,

sondern weil die Kirche als Ganze davon lebt, dass sie sich regelmäßig um ihren Herrn versammelt, wie er es ihr aufgetragen hat. Wenn jedoch die Kirche ohne die Messfeier nicht in Treue zu ihrem Herrn existiert, dann sind nicht die eigenen Bedürfnisse und die Disponiertheit des Einzelnen legitime Kriterien für ihre Mitfeier.⁹ Die Eucharistie ist vielmehr die Quelle des christlichen Lebens, weil christliches Leben ohne die kirchliche Gemeinschaft nicht denkbar ist und weil es deshalb immer wieder rückgebunden sein muss an diese Kirche, die in jeder Messfeier Ereignis wird.

Nun werden allerdings gottesdienstliche Feiern zunehmend als kirchliche Dienstleistung an ihren «Kunden» verstanden. Auch viele Getaufte erwarten etwas *von* der Kirche, wollen aber nicht selbst Kirche sein. Damit korrespondiert der Anspruch an die Hauptamtlichen, den Gottesdienst so zu gestalten, dass er den Erwartungen der «Nutzer» und «Konsumenten» entspricht. Es liegt auf der Hand, dass der Gottesdienst und die Verantwortlichen damit leicht überfordert sind. Natürlich sollen sie alles tun, damit die Messe wirklich als Feier und somit auch als festliche Unterbrechung des Alltags erfahren und auf diese Weise zu einem Zenit in der Woche werden kann. Aber die Messfeier ist nicht dann die wirkliche Klimax, wenn sie als emotionales Highlight empfunden wird. Sie ist der Höhepunkt im christlichen Leben, weil der Christ hier in sakramentaler Weise mit seinem Herrn und mit dessen Erlösungshandeln verbunden ist. Nicht die Erlebnisqualität macht die Würde und den Wert der Messe aus, sondern ihre Sakramentalität.¹⁰ An alle, die zur Eucharistiefeyer versammelt sind, ergibt sich daraus der Anspruch, nach bestem Vermögen so zu feiern, dass das Heilige, was gefeiert wird, auch angemessen zum Ausdruck kommt und als Heiliges auch rezeptionsästhetisch wahrgenommen werden kann.

Die Eucharistie bzw. die Messfeier steht somit im Zentrum christlicher Existenz, die ihr Leben ganz von Christus her zu verstehen sucht, ihn in der Gemeinschaft der Kirche erkennt und auf ihn hin die ganze Spiritualität ausrichtet. Damit bekommen alle religiösen Übungen allein von ihm her ihren Wert, und alles Tun im Alltag findet bei ihm das entscheidende Kriterium.

Ist aber eine solche exklusive Ausrichtung der Spiritualität heute normal und zu erwarten? Muss die Kirche nicht davon ausgehen, dass bis in ihre engsten «Funktionärskreise» hinein Religiosität diffus und Spiritualität eine individuelle Konstruktion aus unterschiedlichen Traditionen wird? Wäre es nicht realistischer, sich auf den Wettbewerb der Angebote einzulassen – auch aus der Überzeugung, dass das eigene Angebot, das Evangelium Jesu Christi, in der Konkurrenz der Religionen gut bestehen kann?

In der Tat stellt sich hier die Frage, wieweit der Gottesdienst der Kirche und vor allem die Eucharistie selbst eine missionarische Dimension haben oder ob nicht konsequenter bedacht werden muss, dass die Eucharistie Selbstvollzug der Kirche ist, die mit dem Heiligsten, was sie hat, nicht auf den Marktplatz und unter die Ungläubigen gehen darf. Die Alte Kirche entließ sogar die Taufbewerber vor dem Gebet der Gläubigen und der Eucharistiefeyer, weil die gemeinsame Feier der Eucharistie erst der Abschluss eines intensiven Weges zum Glauben und in die Kirche war.

Es ist illusorisch, dass die Messfeier für alle, die eher zufällig hinzutreten, zur Quelle und zum Höhepunkt ihres Lebens werden kann. Denn die Messfeier ist ein kirchlicher Akt, der eine grundlegende Vertrautheit mit dem Symbolsystem der Glaubensgemeinschaft, den sprachlichen und nichtsprachlichen Ausdrucksformen wie den Glaubensinhalten voraussetzt.¹¹ Daraus muss nun nicht gefolgert werden, dass nur die vollständig Entschiedenen und Überzeugten – wenn es diese denn gibt – zum Gottesdienst zugelassen werden sollen. Aber es empfiehlt sich eine Gelassenheit im Blick auf jene, die – obwohl sie getauft sind – das Ja zu Christus und seiner Kirche bzw. das Ja zu Christus in seiner Kirche noch nicht vollzogen haben. Um ihren Glauben zu wecken bzw. ihnen zu helfen, den Glauben zu vertiefen, muss die Kirche andere Wege suchen und finden, als dass sie die Feier der Eucharistie oberflächlich attraktiver zu machen sucht.

Dabei ist zu vermuten, dass Kirchenerfahrung und Eucharistieerfahrung in einem Wechselverhältnis stehen. Wo eine grundsätzliche Offenheit für die Kirche als Mysterium, d. h. als Heilssakrament, existiert, erschließt sich auch die sakramentale Dimension der Eucharistie und umgekehrt. Denn was in der Messe vollzogen wird, ist das Wesen dessen, was Kirche ist: Die Kirche ist Gemeinschaft der Getauften, die auf das Wort Gottes hören und den Auftrag des Herrn aufgreifen: «Tut dies zu meinem Gedächtnis!» Die Kirche ist die überindividuelle und gemeinschaftliche Form des Christseins und so der Ort, an dem damit ernst gemacht wird, dass man Christ immer mit anderen ist. So ist die Eucharistie niemals ein individuelles Heilsmedium oder eine exklusive Spiritualitätsquelle. Sie ist dies nur, insofern die Feiernden sich in die Gemeinschaft der Glaubenden einbinden lassen.

4. Zur existentiellen Bedeutung der Eucharistie

Die theologisch normative Bedeutung der Eucharistie für die Kirche und damit für jede Form der Nachfolge Jesu ergibt sich aus dem Stiftungsauftrag Jesu: «Tut dies zu meinem Gedächtnis!» So ist sie sakramental und gleichsam

objektiv die Quelle, aus der die Kirche je neu geboren wird, und der Höhepunkt, bei dem sie in dichtester Weise bei ihrem Herrn ist und zugleich auf die Vollendung des Reiches Gottes verwiesen wird. Dass aber die Eucharistie an sich und die Teilnahme an ihr für den Einzelnen der Höhepunkt seines christlichen Lebens ist und damit eine Feier, die er als Quelle seines Glaubens und seines Handelns *erfährt*, kann nicht verordnet werden. Hier ergeben sich Herausforderungen, die nicht nur von den anthropologischen Gegebenheiten der Spätmoderne beeinflusst sind, sondern sich auch aus den Strukturveränderungen der Pastoral in der Gegenwart ergeben. Existentiell kann sich an diesen Transformationen häufig mehr entscheiden als an theologischen Erkenntnissen und spirituellen Impulsen.

Bekanntlich sind die pastoralen Strukturreformen eine Antwort auf drei grundlegende Entwicklungen in der deutschen Kirche: Es gibt weniger Katholiken und noch weniger, die regelmäßig am Leben ihrer Pfarrgemeinden und am Gottesdienst teilnehmen; die finanziellen Ressourcen der Kirche sind geringer geworden; die Zahl der Priester, vor allem der aktiven Priester, ist dramatisch gesunken. Wahrgenommen wird zuerst der «Priestermangel», wenn die üblichen Gottesdienste nicht mehr wie bisher gefeiert werden können. Das bezieht sich sowohl auf die Erwartungen bei den Kasualien, als auch auf die regelmäßigen Gottesdienste im Laufe der Woche. Die gesamte (aktive) Pfarrei merkt dies dann, wenn die Zahl und Zeiten der sonntäglichen Messfeiern verändert werden oder wenn gar in einer Kirche, wo bisher regelmäßig die Sonntageucharistie stattfand, auf Dauer die Messfeier aufgegeben oder gelegentlich durch eine Wort-Gottes-Feier ersetzt werden muss.

Dass die ekklesialen und sakramentalen Argumentationen in der Regel die betroffenen Gemeinden nicht überzeugen, kann nicht überraschen, wenn ernst genommen wird, dass auch heilige Dinge von Sekundärmotivationen gestützt werden und gestützt werden müssen. Weil das Sakramentale zuerst eine geglaubte Wirklichkeit ist, braucht diese im Alltag Stärkung durch Erfahrungen, die häufig auf der sinnlichen und emotionalen Ebene angesiedelt sind. Dabei ist es dann durchaus entscheidend, welcher Priester dem Gottesdienst vorsteht, welche Menschen an diesem Gottesdienst sonst noch teilnehmen, welche Lieder gesungen werden, in welchem Raum gefeiert wird und wie der Zeitpunkt sich in den eigenen Lebensrhythmus eingefügt hat. Jede Änderung in diesen theologisch an sich untergeordneten Rahmenbedingungen und Gestaltfragen kann die implizit gefällte Grundentscheidung, regelmäßig an der Sonntagsmesse teilzunehmen, in Frage stellen. Wer pastorale Verantwortung für solche Veränderungen hat, muss damit in aller Nüchternheit rechnen.

Umso wichtiger ist, dass Strukturveränderungen nicht nur als ständiger Rückbau wahrgenommen werden. Es kann nicht zielführend sein, mit letzter Kraft alle Gottesdienstorte zu erhalten und auch dort noch Messe zu feiern, wo die Feiergestalt dem Feiergehalt langfristig nicht mehr gerecht wird. Unter diesem Gesichtspunkt sollten die Überlegungen zu sogenannten «Eucharistiezentren» nicht einfach ideologisch abgelehnt werden.¹² Natürlich kann es nicht darum gehen, mit diesen Kirchen allein die Sicherung der Sonntagspflicht zu garantieren und all denen ein schlechtes Gewissen zu machen, die den Aufbruch in die Zentralkirchen nicht mitmachen. Auch wäre es zu kurz gegriffen, die Anzahl und Anlage der Eucharistiezentren von der voraussichtlichen Zahl der Priester abhängig zu machen.¹³ Zu überlegen wäre vielmehr, welches Leben an kirchlichen Zentren möglich sein muss, damit dort nicht nur isoliert die Messfeier sichergestellt wird, sondern sich um diese Messfeier auch eine lebendige Gemeinde bilden kann. Diese Gemeinde darf sich weniger am vermeintlichen Ideal der Dorfpfarrrei orientieren, sondern muss sich als kreative Nachfolgerin der großen Stadtpfarrrei verstehen, die immer schon eine Gemeinschaft von Gemeinschaften war, in der eine Vielzahl von Vereinen und Verbänden, Gruppierungen und altershomogenen Treffpunkten variantenreiche Anknüpfungspunkte bot.

Die Eucharistiezentren müssen in den gemeinschaftlichen Messfeiern ihr Zentrum haben, dürfen sich aber gerade nicht auf die zentrierende sonntägliche Eucharistie beschränken. Hier müssen Menschen zusammenkommen, die miteinander Kirche sein wollen und dabei immer wieder Offenheit für die Anderen, die Neuen und die Suchenden einüben. Eucharistiezentren dürfen gerade keine isolierten Gottesdienstzentren sein, sondern müssen Gemeinde- und Pfarreizentren sein, in denen man fast zu jeder Zeit Menschen trifft, die ihr Leben aus dem Glauben heraus gestalten wollen.

Natürlich brauchen solche Eucharistiezentren unter den gewachsenen Bedingungen Deutschlands nicht nur einen Pfarrer, sondern auch weitere geschulte und kompetente hauptberufliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Priester, Diakone und Laien. Aber diese Zentren sind nicht lebensfähig, wenn sie nur von den Hauptberuflichen leben. Sie sind nur dann der Mittelpunkt christlichen Lebens, wenn sie tatsächlich eine Form von Gemeinde bilden, die offen ist für viele, die sich nicht langfristig binden wollen. Als kirchliches Zentrum lebt aber eine solche Gemeinde von denen, die mit Selbstverständlichkeit den Gottesdienst und das Leben mittragen, weil es ihre Kirche und ihr Gottesdienst ist.

Hier liegt eine kaum überbrückbare Spannung zwischen dem, was Kirche ist und wie Eucharistie gefeiert wird, und dem, was das Lebensgefühl vieler Menschen der Gegenwart ausmacht. Kirche lebt von der Bindung,

lebt von denen, die diese Kirche bilden. Die Sehnsucht nach Freiheit und Individualität lässt dagegen heute viele vor einer festen Bindung und dauerhaften Entscheidung zurückschrecken. Dass wahre Freiheit erst dort realisiert wird, wo der Einzelne sich bindet, ist theoretisch erklärbar, aber für viele existentiell noch nicht eingeholt.

Vielleicht kann die Eucharistie auch erst dann zur wahren Quelle des christlichen Lebens und zu seinem Höhepunkt werden, wenn der Mensch sich zur existentiellen Bindung entscheidet, d. h. seine Freiheit realisiert und sein Leben bei Christus festzumachen versucht.

Damit wird nicht die Kirche der Vollkommenen gefordert, sondern eine Gemeinschaft erhofft, in der die Menschen sich gegenseitig immer wieder ermutigen, den Überschritt zu einer größeren Hingabe, zu einem entschiedeneren Einsatz, zu selbstloserer Liebe zu wagen. Dies aber erwächst nicht allein aus der theoretischen Beschäftigung mit der Heiligen Schrift, den Texten der Tradition oder dem Katechismus. Dies erwächst dort, wo die Einzelnen sich immer mehr mit Christus verbinden und sich von ihm aufnehmen lassen in das Geheimnis seines Lebens, in das Paschamysterium seines Todes und seiner Auferstehung.

Die Kirche glaubt, dass ihr dies immer geschenkt wird, wenn sie Eucharistie feiert. Die Mitfeier der Messe setzt keine besonderen spirituellen Erfahrungen voraus. Aber sie lebt von der Bereitschaft, den Glauben zu wagen, dass der Eucharistieglaube der Kirche glaubwürdig ist, auch wenn die einzelnen Mitfeiernden (noch) nichts gespürt haben und spüren. Nur wer sich auf diesen Glauben der Kirche zumindest für die Stunde des Gottesdienstes einlässt, hat die Chance, im Glauben zu erfahren, dass diese Feier Quelle seines alltäglichen Lebens als Christ werden kann und der Höhepunkt einer Woche, in der wir nicht untergehen müssen, weil die Mitte nicht von uns gemacht werden muss, sondern uns von Jesus Christus geschenkt wird. Der erste Schritt auf diese Erfahrung hin ist die Bereitschaft, zu seinem Gedächtnis zu tun, was er uns aufgetragen hat.

ANMERKUNGEN

¹ Vgl. Michael N. EBERTZ, *Erosion der Gnadenanstalt? Zum Wandel der Sozialgestalt von Kirche*, Frankfurt/M. 1998.

² Vgl. *Katholische Kirche in Deutschland. Zahlen und Fakten 2011/12*. Hg. v. SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ (Arbeitshilfen 257), Bonn 2012, 20.

³ Vgl. Josef HACKER, *Die Messe in den deutschen Diözesan-Gesang- und Gebetbüchern von der Aufklärungszeit bis zur Gegenwart. Mit einem Überblick über die Geschichte dieser Bücher* (MThS.S 1), München 1950, 58–61 und 90–93.

⁴ Vgl. Heinrich BÖLL, *Der Zug war pünktlich. Erzählung* (dtv 818), München 1972, 77 und 123f. Dazu auch Winfried HAUNERLAND, *Die Messe – eine Opferfeier?*, in: ThPQ 146 (1998) 125–135, hier 134f.

⁵ Matthias SCHARER – Józef NIEWIADOMSKI, *Faszinierendes Geheimnis. Neue Zugänge zur Eucharistie in Familie, Schule und Gemeinde*, Innsbruck – Wien – Mainz 1999, 86.

⁶ Ebd., 87.

⁷ Vgl. Winfried HAUNERLAND, *Erneuerung aus dem Paschamysterium. Zur heilsgeschichtlichen Leitidee der Liturgiekonstitution*, in: IKaZ 41 (2012) 616–625; DERS., *Mysterium paschale. Schlüsselbegriff liturgie-theologischer Erneuerung*, in: George AUGUSTIN – Kurt KARDINAL KOCH (Hg.), *Liturgie als Mitte des christlichen Lebens* (Theologie im Dialog 7), Freiburg – Basel – Wien 2012, 189–209.

⁸ Joseph RATZINGER / BENEDIKT XVI., *Jesus von Nazareth. Zweiter Teil: Vom Einzug in Jerusalem bis zur Auferstehung*, Freiburg – Basel – Wien 2011, 158.

⁹ Vgl. Winfried HAUNERLAND, *«Die Kirche befriedigt nicht Erwartungen, sie feiert Geheimnisse»*. Vorüberlegungen zu einer diakonischen Gottesdienstpraxis, in: HID 60 (2006) 49–63.

¹⁰ Die von Karl-Heinz MENKE (*Sakramentalität. Wesen und Wunde des Katholizismus*, Regensburg 2012) aufgeworfene Problematik verdiente es in der Tat, ohne Polemik bedacht und geklärt zu werden.

¹¹ Vgl. Winfried HAUNERLAND, *Gottesdienst als «Kulturleistung»*. Von der Notwendigkeit und den Zielen liturgischer Bildung, in: LJ 55 (2005) 67–81.

¹² Vgl. Walter KARDINAL KASPER, *Katholische Kirche. Wesen – Wirklichkeit – Sendung*, Freiburg – Basel – Wien 2011, 396–399; auch Martin WERLEN, *Anstößiges zu einer Zukunft der Pastoral in der Schweiz. Eine Provokation*, in: *Leib Christi sein – feiern – werden. Ort und Gestalt der Eucharistiefeier in der Pfarrei*, im Auftrag des Liturgischen Instituts der deutschsprachigen Schweiz in Freiburg und des Instituts für Liturgiewissenschaft der Universität Freiburg i. Üe. hg. v. Martin KLÖCKENER – Peter SPICHTIG unter Mitarb. v. Andrea KROGMANN, Freiburg i. Üe. 2006, 17–23.

¹³ Vgl. in diesem Sinn etwa Giovanni B. SALA, *Können Laien Pfarrer sein? Zur Frage der Teilhabe Nichtgeweihter an der pfarrlichen Leitungsvollmacht in der Kirche. Dogmatisch-pastorale Erwägungen*, in: FKTh 14 (1998) 189–212, hier 206; für Sala ergibt sich, «daß eine Diözese so viele Eucharistiezentren haben soll, wie die Zahl der Priester ist, die sie aktiv in der Seelsorge einsetzen kann». Kritisch dazu Bernhard KIRCHGESSNER, *Eucharistiegemeinde contra Pfarrgemeinde?*, in: Anzeiger für die Seelsorge 109 (2000) 509–513.